



Nr. 52.

Erscheint Sonnabends
und ist in der Post-Zeitungspreliste
unter Nr. 1738 eingetragen.

Berlin, den 27. September.

Abonnementspreis
bei der Post oder im Buchhandel
vierteljährlich 3 Mark.

1890.

Inhalt: Bolero. Von Maximilian Harden. — Zwei Reden eines deutschen Arbeitsministers im zwanzigsten Jahrhundert. Von G. Lewinsohn. II. — Die 63. Versammlung der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.“ Von Emil Schiff. — Zur Arbeit der Toilette. Von Maurus Hoffmann. — Der Wert der Ausstellungspreise. Von Julius Co. — Widenbruch's „Houbenlerche.“ Von F. M. — Kleine Kritik. — Titel und Inhaltsverzeichnis.

Bolero.

Von
Maximilian Harden.

Nr. 3. Auftreten des unübertrefflichen Ventriloquisten und Tierstimmenimitators Mr. Jonathan Stevenson, Hofkünstler Sr. Majestät des Königs Milan von Serbien, Ehrenmitglied des Freien deutschen Künstlerbundes, Ritter p. p., mit seinem weltberühmten Musée mystérieux.»

Der Löschpapierzettel des „Concordia-Theaters“ hatte Mr. Jonathan Stevenson nicht über Gebühr gepriesen, und der sachverständige Potentat hatte keinen Unwürdigen mit dem stolzen Titel eines Hofkünstlers geschmückt. Die Orden, die der Wadere auf seinem goldknöpfigen Stallmeisterfrack ausstellte, erinnerten zwar bedenklich an karnevalistische Vereinsdekorationen, und der halbblaute Ausruf „Rindvieh,“ der dem Meister bei einer verfehlten Handreichung seines zwerghaften Gehilfen entfuhr, ließ mit seinem urberlinischen Accent* begründete Zweifel an der angelsächsischen Abstammung Mister Stevensons aufkommen; einen Künstler aber fragt nur ein sauerböpsischer Philister nach Nam' und Art, und wenn die Ehrenzeichen des Ventriloquisten falsch waren, seine Kunst war echt. Er gackerte wie ein Huhn, er miaute wie eine Katze, das ganze Tierreich war ihm unterthänig, und seine bauchrednerische Fertigkeit mußte namentlich in ihren unvermittelten Übergängen von einem Register ins andere, vom altjüngferlichen Diskant zum Feldwebelbrunnbaß, uneingeschränkte Bewunderung erregen.

Die ward ihm denn auch zu teil. Das geehrte Publikum, das da unten in dem hohen, rauchigen Saal an Tischen saß und sich an schalem Lagerbier — „Echt Pilsener,“ nannten es die Kellner — delectierte, kam aus dem Staunen gar nicht heraus, und wenn der Beherrscher der Bühne sich vor der Rampe verneigte und damit zu verstehen gab, nun käme eine neue Überraschung, dann tobten die Hände und Füße der entzückten Menge ihm dröhnenden Beifall zu. Nur einige junge

Kaufleute, die in Begleitung ebenso holder wie buntgekleideter Damen erschienen waren, verhielten sich steifisch und waren, um ihre blasierte Überlegenheit vor den Damen ihrer Herzen und Portemonnaies leuchten zu lassen, bereit, alles für „Schwindel“ zu halten, was das glattgeschichtete Ehrenmitglied des Freien deutschen Künstlerbundes ohne alle Apparate, durch bloße Kehlgeläufigkeit hervorzauberte.

Eben begann ein Gespräch zwischen einer Spreewälder Amme und einem englischen Matrosen, die beide, in etwas beschädigtem Zustande allerdings, in Wachs zu erschauen waren. Der Zwerg besorgte das Augenklappen der Wendenmaid, der Meister dirigierte die umfangreichen Sprechwerkzeuge des Seemannes, dessen Haupteigenschaft ein lang hallendes Gähnen war. Das Publikum wieherte in heller Luft. Einige Naive erkundigten sich eifrig, ob die Figuren denn wirklich sprechen könnten, und zogen sich für diesen unerhörten Beweis von Unbildung einen verächtlich strafenden Blick der kunstverständigen Handlungsgehilfen zu. Aber selbst diesen stummen Ordnungsruf verstanden die Glücklichen nicht.

„Findest Du das nun wirklich lustig?“

„Nein. Aber traurig.“

„Wie wär's denn also, wenn wir wieder gingen?“

„Lieber Junge, nimm mir's nicht übel — sehr artig bist Du nicht! Ich kann mir einen angenehmeren Gesellschafter ohne große Mühe denken. Seit vierzehn Jahren habe ich weder Dich, noch mein altes Berlin, das inzwischen ja ein neues geworden ist, gesehen. Ich freue mich, Euch beide gleichzeitig wieder zu begrüßen. Und was finde ich? Eine lärmende, etwas parvenuhaft vergnügungssüchtige Stadt, in der es viele Musikanten, aber wenig gute Musik giebt; und einen Freund, der inmitten dieser werdenden Weltstadt verbauert ist, als hätte er in Anclam oder Rentomischel gelebt. Was ist denn nur in Dich gefahren? Daß Du die heilige Cäcilie verabschiedet und zum Batel gegriffen hast, kann ich allenfalls noch verstehen, wenn ich es auch, bei Deinem entschiedenen Talent — na, Du brauchst nicht abzuwinken! — bei Deinem entschiedenen

Talent für leichte Ware bedauere. Aber — schließlich thut ja doch jeder nur, was er muß. Also —! Aber am Ende ist doch ein Gymnasiallehrer, und selbst ein Ordinarius von Untertertia wie Du, kein Eremit! In die Oper muß ich Dich mit körperlicher Gewalt schleppen; bei Willkür wirst Du mir nervös, und als ich den Wunsch äußere, zuguterletzt auch noch eins von Eurem Duzend Specialitätentheater kennen zu lernen, starrest Du mich an, als wärst Du Sanct Antonius und ich — na, Du kennst ja Wilhelm Busch! Aber es hilft Dir alles nichts. Setz sitzest Du hier neben mir in einer mit fürstlicher Plüschpracht ausgestatteten Proszeniumsloge, und bevor Du nicht mindestens sechs Nummern genossen hast, kommst Du nicht fort. Dafür garantiere ich. Was heißt denn das? Ist das Freundschaft? Ist das Liebe für Liebe? Du meinst, ich ginge hier weg, ohne das Ewig-Weibliche erblickt und mich überzeugt zu haben, daß die angebliche Fleischfarbe der Tricots noch immer um drei Töne dunkler ist als die natürliche Hülle runder Arme? Da kennst Du mich schlecht, Ordinarius von Untertertia! Ich bin einmal in der Großstadt, ich will acht Tage Euer Leben studieren, und wenn Du heute nicht schleunigst eine andere Wiener aufsteckst, dann verführe ich Dich morgen in ein Balllokal und stelle Dich mit Deinen sämtlichen Titeln der Fürstin Pignatelli vor. Du siehst — ich habe Eure Anschlagzettel nicht ohne Erfolg durchforscht. Also wähle!“

„Aber wenn Du Dich doch selbst hier nicht amüsterst, was soll ich —“

„Wer sagt Dir denn das? Es macht mir das größte Vergnügen, mich hier nicht zu amüsieren! Da sitzt man in seinem elenden Achtzigtausendeinwohnerneft und liest in den Zeitungen Wunderdinge über Eure Genüsse. Man wird neidisch. Man kommt her; man will mitgenießen. Giebt es da eine größere Wonne als die, zu sehen, daß man sich in dem großen, neuen Berlin noch ganz genau so langweilen kann wie vor zwanzig Jahren?! Eure stilvollen Kneipen, in denen man keinen anständigen Sitzplatz kriegt, Eure mythischen Droschken, Eure Speisefarten, auf denen alles Genießbare beständig gestrichen und alles Ungetrichene ungenießbar ist, der schlechte Kaffee in Euren aufgeputzten Cafés — alles dies und noch mehr bildet für mich eine Reihe von erlesenen Genüssen. Es stärkt den Lokalpatriotismus. Und erst hier —! Wenn bei uns ein Cirkus erscheint oder ein Fingeltangel sich irgendwo aufthut, dann guckt man hinein und flieht sofort mit dem Seufzer: Der alte Zauber! Wie muß das in Berlin sein! Und nun sehe ich, daß man auch hier, in der Metropole der Künste, in der vielgepriesenen Theaterhauptstadt, noch immer das alte Wasser zum Kochen benutzt. Nimm mir's nicht übel — aber, es wird sträflich bei Euch gelogen! Giebt es denn gar keinen Fortschritt in der Welt der Specialitäten? Müssen wir immer bei den Papierreifen, bei den Bauchrednern und Messerschluckern stehen bleiben? Das leisten wir zu Hause auch. Siehst Du, zum Beispiel: diese ehrwürdige Dame, die uns da ihre bräutlichen Gefühle um einen Viertelton zu hoch vorsingt — ich möchte wetten, daß ich sie und ihr schwarzes — oder grünes? — Sammetkleid schon irgendwo in meiner engeren Heimat getroffen habe. Die kleine Welt! Aber daß mir das gerade in Berlin begegnen muß, siehst Du, dafür gäbe ich — warte mal, jetzt kommt 'ne neue Nummer; hast Du den Zettel? Auf der Erde — natürlich! Also: 3 — der Ton-

quetischer — 4 — die „seriöse Liedersängerin“ — 5 — da stehen wir — Auftreten der Tanzduettistinnen Sennoritas Antonietta und Rosita Spartos vom Skalatheater in Mailand. Du — Spanierinnen aus Italien — Keres mit Chianti! Wo diese Skala alle Tänzerinnen herinnimmt, das ist mir schon lange ein Rätsel. Aber Ballet — Fritz, früher war das Dein Fall — pit! Da sind sie schon. Phui, wie blond!“

Die beiden Tänzerinnen, zwei unschöne, auffallend hellblonde Mädchen, hatten an der Coulisse ihre rosafeidenen Schuhe gehörig eingekreidet und hüpfen nun, etwas wild und kunstlos, durcheinander. Die alten Tarlatankleider, die alten Pas. Und die Tricots waren richtig wieder viel zu dunkel.

„Du — das größere Wurm schießt bedenklich hier herauf. Kennst Du sie etwa, Ordinarius?“

„Aber —! Wo kommst Du her? Hast Du schon jemals irgendwo eine Tänzerin gesehen, die ihre Augen nicht für die Proszeniumslogen tanzen ließe? Warum soll diese hellblonde Spaniolin eine Ausnahme machen? Bekannt kommt sie mir übrigens — gib mir doch 'mal Dein Glas für eine Sekunde!“

„Hört! Hört! Herrn Dr. phil. Friedrich Winter, wohlbestalltem und ordentlichem Lehrer am Friedrichswerderischen Gymnasium, Ordinarius der Untertertia, kommt eine Tänzerin der Concordiabühne bekannt vor! Daher tratest Du wohl auch mit so frommem Schauder in diese unheiligen Hallen? Du bist erkannt, durchschaut, entlarvt! Übrigens ist die Sekunde um, und Du hast nur die Wahl, mir entweder mein Glas zurückzugeben oder mir Deine Beziehungen zu Sennorita Antonietta — oder ist's Rosita? — Spartos haarklein und mit allen Details zu erzählen. Nur keine Müdigkeit vorgeschützt!“

„Ach ja, richtig, es sind ja Spanierinnen. Ich habe mich geirrt: irgend eine zufällige Ähnlichkeit — da — Dein Glas — danke!“

„Hm . . .“

Der erste Tanz war vorüber, und wenn auch das Entzücken des Publikums über die Leistungen der beiden Mädchen nur ein mäßiges war, so wollte doch die schlechte, alte Sitte, daß man so lange klatschte, bis die Tacapo-Zugabe erfolgte. Die Tänzerinnen hatten das auch gar nicht anders erwartet, und, ohne sich lange nötigen zu lassen, rüsteten sie sich zu neuen Thaten. Der Kapellmeister klopfte auf. Eine lebhaft, prickelnd instrumentierte Melodie begann.

„Aha — jetzt kommt der mit Recht so geschätzte Nationaltanz. Gleich werden Castagnetten klappern — da sind sie schon! Imponiert Dir meine terpsichorische Bildung nicht, Friedel? Du mußt gestehen, für einen Provinzialen —“

Aber der Freund hörte nicht mehr auf sein lustiges Gepolander. Er hatte nur noch Ohren für die Musik, die da unten von den acht Mann handwerksmäßig heruntergespielt wurde. Wo hatte er diesen Tanz nur gehört? Mehr als einmal sicherlich. Aber wo? Und wann? Nicht zu entdecken. Und doch schien es ihm von äußerster Wichtigkeit, das festzustellen. Dann mußte er wiederum über die eigene Nartheit lächeln. Er zwang sich zum gleichgültigsten Tonfall.

„Kennst Du zufällig das Stück?“

„Ich? Nein. Wieso? Übrigens nicht übel. Wenn die Kacker nur tanzen könnten. Aber das hopft wie weggejagte Ratten. Und diese Blicke! Ich schwärme nicht für blond, sonst —!“

Winter wurde unruhig. Es war nicht mehr zu leugnen, daß ihn die größere Tänzerin auffallend, fast herausfordernd fixierte. Wenn das andere Mädchen allein zu tanzen hatte, stellte sich die Größere der Loge gerade gegenüber und sah unverwandt hinauf. Im Saal wurde man aufmerksam. Ein Commis zeigte seiner Gefährtin den Herrn in der Loge und sagte etwas. Das Mädchen lachte unter dem breitrandigen Federhut. Winter rückte seinen Stuhl von der Brüstung fort. In seiner Stellung —! Und dazu diese Musik. Er kannte sie, kannte sie ganz genau. Er kannte auch, daran war nicht mehr zu zweifeln, die Tänzerin. Aber woher?

Der letzte Paß. Winter konnte von seinem Platze aus die Bühne nicht mehr sehen; er schloß die Augen und hörte mit so angespannter Aufmerksamkeit der Musik zu, als würde da unten die neunte Symphonie seines Heiligen gespielt. Die spöttelnden Bemerkungen des Freundes vernahm er nicht.

Und jetzt war er auf der rechten Spur. Es mußte mindestens fünfzehn Jahre her sein. Damals, als er, ein junger Student, die Philologie bitter haßte, weil sie ihn hinderte, seiner musikalischen Leidenschaft zu folgen und ein Künstler zu werden, ein Komponist. Da mußte er sich, in seinem engen Zimmer in der Chausseestraße, gewaltsam zu den Büchern zwingen, und oft genug ertappte er sich darauf, daß er den Rand oder das Titelblatt irgend eines alten Klassikers mit krausen Notenzeichen bemalte. Eine böse Zeit. Kein Geld, keine Lust an der Arbeit. Seine einzige Freude war das verstimmte Klavier, das seine Wirtin nicht anders beherbergen konnte und für das der überglückliche Chambregarnist daher keine Extramiete zu bezahlen brauchte. Eine schöne Zeit. Studiert wurde zwar nicht viel, desto mehr aber musiziert. Ganze Stöße von Notenpapier schleppte der Philologe wider Willen herbei, und die Zahl seiner Opera wuchs allmählich ins Ungeheuerliche. Seine gesammelten Werke füllten den Notenständer, auf dem nur noch Haydns Schöpfung — eine Schulprämie aus der ersten Gesangsklasse — und ein abgegriffener Klavierauszug des Glücklichen Orpheus, den der Besitzer bei einem fliegenden Antiquar unter den Kolonnaden aufgestöbert hatte, friedlich ruhten. Haydn, Gluck und — Winter! Eine tolle Zeit.

Und damals — ja, damals mußte es gewesen sein. Was war das für ein neugieriges Kinder Gesicht, das da vor seinem geschlossenen Auge auftauchte? Ach — die kleine Toni Queltz, die Tochter seiner Wirtin. Ein drolliges Ding. Zu nichts zu gebrauchen, in der Schule dumm, zu Hause faul. Und welche Orthographie die Elfjährige sich zurecht gemacht hatte! Winter mußte lachen, wenn er an ihre Hefte dachte. Dem Mädchel konnte selbst ein stud. phil. nicht helfen; sie war unverbesserlich wie ihre Fehler, die Toni. Aber wenn sie mittags nach Hause kam und den Mieter Klavier spielen hörte, dann war kein Halten. Die Wappe in eine Ecke, und auf und davon. Kaum, daß man sie zum Essen wieder aus dem Zimmer des Studenten fortbrachte.

„Des Jöhr is reeneweg verliebt in Ihnen, Herr Doktor,“ meinte die würdige Wirtin in solchen Augenblicken.

Winter wußte es besser. Die Kleine kümmerte sich wenig um ihn. Sie hüpfte und sprang in dem kleinen Zimmer umher und betrachtete sich dabei eifrigst in dem halbblinden Spiegel, dem ehemals bronzierten Prachtstück der Queltzischen Wohnung. Im Sommer nestelte sie wohl gar ein paar Blumen in das

gelbe, strähnige Haar, und dann kam sie sich furchtbar vornehm vor. Toni besuchte nämlich die Ballettschule und durfte mitunter abends im Opernhause einen Engel oder wenigstens einen halbwüchigen Genius darstellen. Das waren dann ihre Festtage. In dem Kinde steckte eine Tanzwit, als wäre es nicht einer ehrethamen Handwerkerfamilie aus dem Berliner Norden, sondern dem sagenhaften Geschlechte der lustigen Willlys entstammt. Und da Meister Queltz früh gestorben war, da sich das Vorderzimmer schlecht vermietete und mit dem kleinen Balg doch nichts Vernünftiges anzufangen war, hatte Mutter Queltz gegen die Neigung ihres Töchterleins eigentlich nichts einzuwenden. „Sie is verdreht, aber sie wird mal scheenes Geld verdienen,“ pflegte sie zu dem Mieter zu sagen, wenn dieser, in moralischer Anwandlung, ihr Vorwürfe machte und ihr die Gefahren des zukünftigen Berufes seiner kleinen Freundin mit schöner Entrüstung vor Augen führte. Winter hatte nämlich das „Europäische Sklavenleben“ von Hackländer gelesen und kam sich vor, als hätte er nun die Höhen und Tiefen des menschlichen Lasters durchgekostet.

„Na ja — Sklavenleben; aber, lieber Herr, so 't ganze liebe Leben Mäntel nähen oder in de Blumenfabrikation drin hocken, 's is ooch nich grade wie in Himmel. Un mit de Anständigkeet — wenn eine, un se is nu 'mal nich — denn hilft ooch nisch. Ob se nachher nu schneidert oder danzt — des is einunddiejelbe Beschichte. Der Dobbert'n Ihre, von da drüben, die jeht nu schon mit'n Dritten. Un is doch erst ein Jahr ins Geschäft. Aber Sie kennen die Sachen noch nich, sonst würden Sie mir nich so kommen.“

Dagegen war Winter denn machtlos. Und was ging es ihn am Ende auch an? Er hatte manchen Spaß an der Toni; mochte aus ihr werden, was da wollte. Er empfand täglich selbst schmerzlich genug, wie unerträglich die Beschäftigung mit einem verhassten Beruf ist; konnte er nicht Musiker werden, wie er wollte, so mochte die Kleine wenigstens tanzen. In der Freude an der Musik fand sich der lang aufgeschossene Student mit dem winzigen Balg zusammen.

Zwei Reden eines deutschen Arbeitsministers im zwanzigsten Jahrhundert.

Von
G. Lewinstein.

II.

Heute liegt uns der Bericht über eine zweite Rede vor, welche derselbe Minister zwei Jahre später, am 14. November 1951 vor versammeltem Reichstag gehalten hat, um nicht nur sein Programm für die Arbeitsverteilung in dem nächsten Budgetjahr vorzulegen, sondern um auch gleichzeitig Bericht zu erstatten über die Ausführung des Programms, welches er zwei Jahre früher vorgelegt hatte und dabei Zudemnität nachzufuchen für einzelne kleine Abänderungen des Programms, welche sich leider als notwendig herausgestellt hatten. Der Reichstag zeigte eine gegen die in dem vorigen Artikel geschilderte Sitzung sehr veränderte Physiognomie. Allerdings waren auch diesmal alle Plätze im Hause besetzt; denn es war ja Pflicht der zu diesem Amt auserwählten Bürger, pünktlich zur Sitzung zu erscheinen, ebenso war eine gleiche Anzahl von Bürgern für diesen Tag zur Zuhörererschaft auf die

Tribünen beordert worden, und ebenso wie vor zwei Jahren machte sich auch diesmal in aller Mienen eine gewisse gespannte Aufmerksamkeit bemerkbar; aber jener Zug von Freudigkeit und Hoffnung, welcher die denkwürdige Sitzung vom 12. November 1949 charakterisiert hatte, fehlte — man sah es allen Anwesenden, Reichsboten sowohl als Zuhörern, an, daß sie sich auf Mitteilungen nicht erfreulicher Natur gefaßt gemacht hatten. Und nun erst der Minister: wie ein siegender Held war er vor zwei Jahren vor den Reichstag getreten, das Haupt stolz erhoben, die Augen strahlend im Triumphgefühl — heute erschien er allen als ein vor der Zeit alt und hilflos gewordener Mann, welcher ängstlich nach einer Stütze sich umsieht.

Es ist kein erfreulicher Bericht, meine lieben Mitbürger, so hob er an, welchen ich Euch heute abzustatten habe; das Etatsjahr 1950/51 hat die Erwartungen, welche wir an dasselbe geknüpft haben, nicht erfüllt. Ungewöhnliche Natur-Ereignisse haben unsere Berechnungen zu schanden gemacht. Mit großer Vorsicht hatten wir den Bedarf der gesamten deutschen Nation an Brotfrüchten und sonstigen Produkten des Garten- und Feldbaues berechnet und mit Hilfe erfahrener Männer das zu deren Erzeugung notwendige Land ausgesucht, sowie die Arbeiter bestimmt, welche diese Produkte erzeugen sollten. Genau bis zum 15. August 1950 mußten die vorhandenen Vorräte an Brotfrucht reichen, und an diesem Tage sollte mit dem Verbrauch der neuen Ernte begonnen werden. Leider aber hatten eine mangelhafte Ausführung der Bestellungen, kalte Witterung und Regenschirme im April und Mai das Reifen des Kornes bedeutend verzögert; als am 15. August die letzten Reste der alten Vorräte verbraucht waren, stand das neue Korn noch auf dem Felde, und erst am 1. September konnte das erste neue Korn zur Mühle geschickt werden. Das war eine böse Zeit. Allerdings ließ sich diese Verzögerung schon Mitte April erwarten, und einzelne Personen, welche noch nicht ganz frei sind von den Anschauungen des kapitalistischen Staates, empfahlen uns, durch Erhöhung des Anrechnungswertes des Getreides eine Einschränkung des Verbrauches herbeizuführen; aber die Ergreifung eines solchen nach Kornwucher riechenden Mittels widerstrebt der Mehrheit der Staatsleitung und so blieb uns nur die Möglichkeit, durch Beschaffung von Korn aus fremden Staaten einer Hungersnot vorzubeugen. Aber das ging nicht so schnell, als manche Leute, welche noch in der Erinnerung an den regen Schacher früherer Jahre schwelgen, glauben. Wir mußten uns erst in langen und eingehenden Beratungen über die Gegenwerte schlüssig machen, durch welche wir das Korn bezahlen konnten, und da die fremden Verkäufer nicht immer mit den Gegenständen zufrieden waren, welche wir zu liefern beschlossen hatten — wollten wir Wollestoffe geben, so verlangten sie Handschuhe, boten wir Stiefel an, so forderten sie Regenschirme — so wurden immer neue, zeitraubende Beratungen notwendig, und so kam es, daß wirklich vierzehn Tage lang die Brotfrucht in zu geringer Menge vorhanden war. Die Folge hiervon war, daß einige hunderttausend Menschen, bei denen offenbar die Begeisterung für unser Staatswesen nicht stark genug war, um die rohe Lust nach Nahrung zu überwinden, diese Schwäche mit ihrem Leben bezahlen mußten. Ob der Tod solcher Schwächlinge, denen doch die rechte Hingebung an unser herrliches Staatssystem fehlte, als ein Verlust für den Staat zu betrachten ist, werden Sie mit mir bezweifeln — ich erwähne die Tatsache nur, weil sie in das Bild, welches ich Ihnen heute von dem abgelaufenen Etatsjahr entwerfen muß, hineingeht.

Das kalte und regnerische Wetter im April und Mai des Jahres 1950 hatte aber noch ein anderes für unseren so weise geordneten Arbeitsplan höchst unbequemes Resultat: es hatte sich der Bedarf an warmen Kleidungsstücken, an Stiefeln und an Regenschirmen über die Berechnung hinaus gesteigert, während uns ein großes Quantum von Sommerkleidern übrig geblieben, also bei letzteren eine nicht unbedeutende Menge von Arbeitskraft nutzlos aufgewendet worden ist. Ebenso konnte

eine größere Zahl von Bauten wegen des schlechten Wetters nicht ausgeführt werden: eine nicht unbedeutende Anzahl der zu den Bauarbeiten bestimmten Arbeiter fand keine Beschäftigung, und mußten ihnen, da der Staat durch Zumeisung dieser Leute zur Bauarbeit auch eine Verpflichtung ihnen gegenüber übernommen hat, ihre Arbeitszettel, gegen welche allein sie ja ihre Bedürfnisse eintauschen können, ausgehändigt werden, ohne daß eine Arbeit als Gegenleistung vorlag.

Das sind Verhältnisse, welche auch die vorsichtigsten Berechnungen stören mußten, und wenn ich in Bezug auf die dadurch verursachten Störungen Ihre Nachsicht in Anspruch nehme, so kann ich dieser Bitte gleich die Mitteilung hinzufügen, daß die Verwaltung unseres Staates eifrig darauf bedacht ist, Zustände zu schaffen, durch welche künftighin solche störenden Einflüsse beseitigt werden können. Wir haben uns eingehend mit der Angelegenheit beschäftigt, und da wir uns der Erkenntnis nicht verschließen konnten, daß es unseres, nach den weitesten Grundzügen eingerichteten Staates unwürdig ist, von Witterungs-Einflüssen abhängig zu sein, so haben wir jene Idee, welche ich schon vor zwei Jahren in meiner Rede angedeutet habe, mit Entschlossenheit und in erweitertem Umfange aufgenommen und unsere Staats-Ingenieure beauftragt, einen Plan auszuarbeiten, um ganz Deutschland durch Überdachung mit Glas in eine Art von Treibhaus zu verwandeln und gleichzeitig Vorrichtungen zu treffen, um in diesem Treibhaus an den geeigneten Orten zur geeigneten Zeit Regen zu erzeugen. Allerdings ist es ein Riesenvorhaben, welches wir planen, ein Werk, welches nur ein so vortrefflich organisierter Staat wie der unsrige in Angriff nehmen kann. Jedem anderen Staate würden wahrscheinlich sehr bald die Mittel zur Weiterführung fehlen, bei uns, die wir uns vom Geld emanzipiert haben und wo einfach die von uns ausgegebenen Arbeitszettel das Verkehrsmittel bilden, kann solche Störung nicht eintreten. Wenn Sie aber die Vorteile bedenken, welche die Ausführung mit sich bringen muß, so werden Sie keinen Augenblick zögern, unserem Projekte ihren vollen Beifall zu schenken.

Vor allem werden, wenn der Bau vollendet ist, keine Mißernten mehr drohen, dann werden keine Unbilden der Witterung eine Abweichung von der gegebenen Kleiderordnung bedingen, und wenn mir einer der Herren Reichsboten zuruft, was dann aus den Regenschirm- und Gummischuh-Fabrikanten werden soll, so zeigt dieser Zuruf von einem sehr geringen Vertrauen in die Einsicht der Verwaltung. Ich habe schon vorher erwähnt, daß Vorrichtungen für künstlichen Regen getroffen werden müssen; wir werden nicht ermangeln, wenn erst der Bau vollendet sein wird, einige Millionen Mitbürger zu beauftragen, an den vorgeschriebenen Regentagen spazieren zu gehen und so für die Erhaltung der Regenschirm- und Gummischuh-Industrie zu sorgen. Allerdings werden zur Ausführung des Baues zahlreiche Arbeitskräfte notwendig sein, besonders die für den Bergbau, für die Eisen- und Glas-Industrie bestimmten Mitbürger werden verstärkt werden müssen; aber wir können dies für kein Unglück halten. Es hat sich nämlich — wohl infolge der Geschlossenheit unseres Staates, welche den möglichst weitgehenden Ausschluß aller kommerziellen Beziehungen zum Auslande bedingt — in der letzten Zeit trotz der weitgehendsten Beschränkung der Arbeitszeit ein Überschuß an Arbeitskräften gezeigt, welcher, wenn er sich steigern sollte, die Aufrechterhaltung des jedem unserer Mitbürger zustehenden Rechtes auf Arbeit etwas schwierig machen würde. Es ist deshalb die Ausführung großer Staatsbauten dringend wünschenswert, und welche Staatsbauten könnten wohl mehr zu empfehlen sein, als die Ihnen vorgeschlagene Ausführung der Überdachung unseres Landes, welche uns gleichzeitig den Reichtum der Bodenproduktion und die größere Unabhängigkeit vom Auslande sichert; denn in dem Treibhaus werden sich an solchen Stellen, wo durch zweckmäßige Erwärmung des Bodens künstlich ein warmes Klima hergestellt wird, viele Erzeugnisse anpflanzen lassen, welche wir heute nur aus den Tropen beziehen können.

Daß bei den Störungen durch die Witterung die ganze Durchführung unseres Arbeitsprogramms, abgesehen von Mehrbedürfnissen auf der einen und Minderverbrauch auf der anderen Seite, auf Schwierigkeiten mancherlei Art stieß, darf nicht wunder nehmen; wir werden in der Kommission Mitteilungen über die Einzelheiten dieser Schwierigkeiten machen, hier muß ich, um Ihre Zeit nicht über die Dauer des Normalarbeitstages in Anspruch zu nehmen, zu dem zweiten Teil meiner Rede übergehen, in welchem ich leider Ihnen Mitteilungen machen muß, die auf eine unserem Staatswesen drohende Gefahr hindeuten, welcher wir mit aller Energie entgegenzutreten müssen.

Es hat sich nämlich in verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes eine Unlust und ein Widerwillen bei einigen Mitbürgern gezeigt, indem sie die ihnen aufgetragenen Arbeiten nicht ausführen, sondern in anderen als den ihnen zugewiesenen Geschäftszweigen beschäftigt sein wollten. Wenn Sie, meine lieben Mitbürger, von solchen Vorgängen bis jetzt noch keine Kenntnis haben, so verdanken wir dies einzig und allein der vortrefflichen Organisation unseres Nachrichtenwesens und unserer Presse. Unsere mit großer Vorsicht für das Zeitungswesen ausgewählten Mitbürger veröffentlichen nichts, was auch nur den kleinsten Schatten auf unser Staatswesen werfen könnte, und gerade bei diesem Hervortreten individualistischer Neigungen, welche wir für immer aus den Grenzen Deutschlands verbannt glaubten, waren sie doppelt vorsichtig; denn das alte Wort, daß böse Beispiele die guten Sitten verderben, könnte sich auch hier bewahrheiten, und die Pest der Individualität könnte um sich greifen und unseren Staat ernstlich gefährden. Die Tatsache aber, daß sich an einzelnen Orten solche individualistische Gesinnung bemerkbar gemacht hat, ist nicht fortzulugnen, und wir werden uns ernsthaft mit der Frage beschäftigen müssen, wie wir der darin für unseren Staat liegenden Gefahr werden begegnen können. Wir werden Ihnen Vorschläge in dieser Beziehung machen, und hoffen wir auch aus ihrer Mitte Ratschläge zu erhalten, wie dem Ubel am besten zu begegnen sein wird, ob durch Milde oder durch Strenge.

Weiter aber scheint sich noch eine andere Störung in unserem Staatswesen vorzubereiten, auf welche Sie aufmerksam zu machen ich mich als verpflichtet erachte, wenn ich auch bis jetzt, trotz der Anstrengungen der mit der Überwachung der Gesinnung beauftragten Beamten, noch nicht bestimmte Personen bezeichnen kann, welche sich des Verbrechen, von dem ich jetzt sprechen werde, schuldig machen.

Es hat sich nämlich eine, wenn auch bis jetzt nur noch geringe Störung in dem Umlauf der Arbeitszettel bemerkbar gemacht. Obgleich der Konsum für jeden unserer Bürger streng vorgeschrieben und ganz dem Arbeitsverdienst entsprechend geregelt ist, so daß am Schluß des Jahres sich alle im Laufe des Jahres ausgegebenen Arbeitszettel wieder in der Staatskasse vorfinden müssen, so ist dies doch nicht der Fall gewesen, und es entsteht die Frage, wo diese geblieben sind. Die mildestgesinnten Mitglieder der Verwaltung sind nun allerdings der Meinung, daß es sich dabei nur um Zufälligkeiten handle, daß vielleicht der eine oder der andere Zettel durch Zufall vernichtet worden sei, daß auch vielleicht hier und da einer der zum Rauchen beauftragten Bürger seine Pfeife oder Cigarre aus Versehen mit einem Arbeitszettel angezündet habe, kurz, daß der Abgang an Zetteln ebenso zu erklären sei, wie früher in den kapitalistischen Staaten der Abgang von Papiergeld bei längerem Umlauf; aber dieser milden Ansicht konnte sich die Mehrheit der Verwaltung nicht anschließen. Sie muß — und ich bin beauftragt, Ihnen dies mitzuteilen — ihre Ansicht dahin aussprechen, daß darin ein Auftauchen kapitalistischer Neigungen zu sehen ist, durch welches Auftauchen unserem Staate die ernsthafteste Gefahr droht. Es haben offenbar verschiedene unserer Mitbürger, die sich noch nicht ganz frei gemacht haben von den Anschauungen, welche die glorreiche Versammlung zur Herstellung unseres rein sozialistischen Staates für absolut falsch und verderblich erklärt hat, sei es durch Ein-

schränkung im Selbstverbrauch, sei es durch Erschleichung, von Genossen eine Anzahl von Zetteln aufgesammelt und so den Grundstock zu einem Privatbesitz und zu einer Kapitalsaufspeicherung gelegt, wie solche durch die Artikel 6 und 74 unserer glorreichen Staatsverfassung auf das strengste verboten ist.

Noch haben wir allerdings die Hoffnung, daß es bei dem schüchternen Versuch bleiben wird, daß die Übelthäter — wir möchten fürs erste allerdings noch den Ausdruck Verbrecher vermeiden — in sich gehen und ihr gemeingefährliches Vorhaben aufgeben werden; aber auf jeden Fall und in weiser Vorsicht möchten wir Sie doch bitten, uns gleich und ohne Verzug die Erlaubnis zu gewähren, die Zahl der Gesinnungsforscher zu vermehren, damit wir endlich denen auf die Spur kommen, welche sich durch Auffammlung der Arbeitszettel zu einer bevorzugten Stellung in unserem Staate aufzuschwingen gedenken.

Weiter haben uns die mit der Beobachtung des öffentlichen Verkehrs beauftragten Bürger berichtet, daß einzelne unserer Mitbürger den Versuch machen, sich durch Anbringung von allerhand Verzierungen an der vorgeschriebenen Normalkleidung ein sie gleichsam auszeichnendes Ansehen zu geben und so durch eine stillschweigende Demonstration sich eine besondere Stellung in unserer Gesellschaft anzumachen. Natürlich haben diejenigen Bürger, welche mit der Beobachtung der öffentlichen Sitte beauftragt sind, solche Versuche sofort im Keime erstickt und die Übelthäter auf den rechten Weg der gleichmäßigen Einfachheit zurückgebracht; als Symptom einer immer noch vorhandenen Erinnerung an den glücklich beseitigten kapitalistischen Staat ist aber auch dieses Gebaren einzelner nicht unbeachtet zu lassen.

Wir haben also, und dies bitte ich bei den bevorstehenden Verhandlungen nicht außer Augen zu lassen, mit dem Auftreten individualistischer Neigungen, mit den Versuchen zur Kapitalbildung und mit dem Hervorbrechen persönlicher Eitelkeit zu kämpfen, und wir werden unsere ganze Aufmerksamkeit darauf richten müssen, wie wir solche gemeingefährlichen Versuche gleich im Keime erstickten, ehe sie für unser Staatswesen eine Gefahr werden. Die Verwaltung hofft, bei Ihnen eine bereitwillige Unterstützung für alle dazu notwendigen und geeigneten Maßregeln zu finden; sie wird Ihnen ihre Vorschläge machen, ist aber auch gern bereit, von Ihnen Vorschläge in Empfang zu nehmen.

Mit diesen Worten schloß der Minister seine mit achtungsvollem Schweigen aufgenommene Rede. Vereinzelt Bravo-rufe fanden kein Echo in der Versammlung, und man trennte sich in trüber Stimmung, in der Vorahnung einer dem rein sozialistischen Staatswesen drohenden Gefahr. Ob es den Maßnahmen der Verwaltung gelang, diese abzuwälzen, ob und wann der Niesenbau, welcher ganz Deutschland in ein großes Treibhaus verwandeln sollte, vollendet wurde, können wir leider unseren Lesern nicht mitteilen. Der Rück-Telegraph, eine der letzten Erfindungen des zusammenbrechenden kapitalistischen Staates, welcher uns die beiden hier veröffentlichten Reden mitgeteilt, ist leider bald darauf durch ein Natur-Ereignis zerstört worden, und so sind wir ohne Nachrichten über das fernere Schicksal des Sozialistenreiches Allddeutschland.

Die 63. Versammlung der „Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte.“

Von
Emil Schiff.

Als im vorigen Jahre zu Heidelberg, wo die seit siebenzig Jahren, seit der Begründung der deutschen Naturforscherversammlung durch Lorenz Oken in ihrer ehrwürdigen Schlichtheit erhaltenen und bewährten alten Statuten unter dem starken Einspruch eines Virchow, Helmholtz und

Siemens, aber auch zum aufrichtigen Leidwesen zahlreicher Führer und Freunde der Naturwissenschaft beseitigt und durch neue ersetzt wurden, welche an die Stelle der alten, freien Wanderversammlung eine stehende „Gesellschaft“ als gelehrte Korporation setzten, war die Wahl des nächsten Stellbichens mit besonderer Vorsicht zu treffen. Aber gerade über diesen Punkt haben von jeher bei der Naturforscherversammlung wechselnde Stimmungen des Augenblicks entschieden. Schon damals lag die Einladung der Universitätsstadt Halle vor; aber den Sieg trug die von dem betagten Bremer Arzte Dr. Heinrich Pelzer mit großer Wärme verfochtene Einladung Bremens davon, wo die Versammlung zum letztenmal im Jahre 1844 getagt und der einladende Dr. Pelzer selbst als junger Mediziner daran teilgenommen hatte. Unseres Erachtens ist es gerade gut, wenn als Ort der Naturforscherversammlung Universitätsstädte und Städte des praktischen Lebens miteinander abwechseln. Allein im vorigen Jahre mochte gerade die Wahl Bremens wegen der einen Monat vor der Naturforscherversammlung in Aussicht stehenden Abhaltung des internationalen medizinischen Kongresses in Berlin als ein besonderes Wagnis erscheinen. Es war nicht zu vermeiden, daß die letztere Versammlung, welche in ihrer imposanten Großartigkeit alle vorangegangenen übertraf, auch ihre ältere deutsche Schwester in Schatten stellte. In einer Beziehung machte sich dieser Umstand auch empfindlich in Bremen geltend. Der Vorstand der neuen deutschen naturforschenden Gesellschaft, Professor A. W. von Hofmann aus Berlin, welcher nun an Stelle der lokalen Geschäftsführer den Vorsitz führte, teilte in seiner launigen Abschiedsrede mit, er habe sich die Finger krumm geschrieben, um Mediziner für Vorträge in den allgemeinen Sitzungen zu gewinnen, aber vergebens. Der Berliner Kongreß hatte in dieser Beziehung den Rahm abgeschöpft und außer einem Vortrag von dem Vorderneyer Badearzt Kade über die dortige Kinderheilstätte, der bei all seiner anerkanntswerten philanthropischen Tendenz doch ein klein wenig von Reklame, wenn auch von erlaubter, an sich hat, enthielt das allgemeine Programm der Versammlung keinen einzigen medizinischen Vortrag. Da Bremen auch keine Universitätsklinik oder ähnliche Institute besitzt, mußte die Medizin auch in den Sektionen naturgemäß zurücktreten, und sie war diesmal in der That, wie in dem Titel der Gesellschaft, nur ein Anhängsel, während sie in den meisten der früheren Versammlungen, besonders neuerer Zeit, im Vordergrund gestanden hatte.

Im Interesse der Naturwissenschaft als Ganzes kann man diesen Umstand aber nicht beklagen, und wir meinen, es kann der Naturforscherversammlung ebenfalls nur zum Vorteil und zur Genugthuung gereichen, wenn sie wieder einmal etwas lebhafter an die allgemeinen Disciplinen erinnert wird. Freilich war auch hierfür die Zusammenstellung der gewählten Themen keine eigentlich charakteristische, und es scheint sich, wie es in der Natur der Sache liegt, einiges Zufällige eingebracht zu haben. Anziehend ist es, den Erwägungen nachzugehen, welche allem Anscheine nach diesmal den Vorstand bei der Wahl der Vortragenden und der Gegenstände geleitet haben. Hier scheint das aus Wissenschaftlichkeit und schlauer praktischer Erwägung zusammengesetzte Naturell Hofmanns entscheidend gewesen zu sein. Daß die allgemeinen Vorträge größtenteils der Chemie entnommen waren, mag vielleicht auch ein wenig dem Zufall zuschreiben sein. Es ist aber immerhin ein charakteristisches Zusammentreffen, daß auch der Vorsizende eben der berühmte Chemiker Hofmann war. Immerhin läßt die Wahl der chemischen Gegenstände rein wissenschaftliche Motive erkennen, wenn sie auch, wie bei Professor Oswald, zugleich agitatorische waren, um für seine neue Richtung zu wirken. Allein Professor Hofmann berücksichtigte auch weit mehr, als es bisher üblich war, die für die Versammlung gewählte Örtlichkeit bei der Auswahl der Themen. Bremen als künftige Seestadt war der Grund, weshalb der Oberbaudirektor Franzius, der Leiter der großartigen Weserkorrektur, welche durch Vertiefung des Flußbettes auf fünf Meter Bremen nach Jahren und Jahr-

zehnten erst wirklich zur Seestadt machen soll, herangezogen wurde, um den für das Laienverständnis ziemlich schwierigen Vortrag über die Bewegung der Flutwelle von Helgoland bis Bremen zu halten, von welcher die künftige Seestadt nahezu allein abhängig ist. Wir erfuhrn daraus, daß diese Flutfrage durchaus keine einfache Sache ist und keineswegs allein von der Kombination der Anziehung der Sonne und des Mondes auf die Erde abhängt, sondern auch sehr wesentlich von der Beschaffenheit der die Küste bildenden Länder, und daß namentlich das skandinavische Gebirgsmassiv eine so starke Anziehung auf die Meeresflut ausübt, daß sie nach den Mündungen der deutschen Flüsse in südwestlicher Richtung sich in geneigter Ebene nach abwärts, nicht etwa, wie man gemeinhin annimmt, in einer geraden oder lediglich durch das Erdsphäroid bestimmten Ebene bewegt.

Auf die Aufmerksamkeit von Bremen als Seestadt wurde gerechnet bei der Wahl des Vortrages von Professor Carl Chun in Königsberg über pelagische Tierwelt in großen Meeresstiefen. Denn auch dieser Vortrag, welcher zu den besten gehört, die seit langem auf der Versammlung waren gehalten worden, sollte Propaganda machen für die Anregung einer deutschen Tiefsee-Expedition im Stile der in den siebziger Jahren ausgeführten englischen Challenger-Expedition. Allein diese Art Propaganda darf man sich gefallen lassen. Selten ward eine wissenschaftliche Agitation vornehmer begründet als diese. Professor Chun, welcher die unterseeische Tierwelt jahrelang im Mittelmeer und in den westafrikanischen Gewässern studiert hat, der die Methoden des Tiefseefanges zu wissenschaftlichen Zwecken mit sinnreichen Vorrichtungen bereichert hat, wußte nicht nur für den Ruhm einer deutschen Expedition aus nationalen Gründen zu erwärmen, sondern durch eine geistvolle Darstellung der Probleme, welchen sie dienen soll, für den Gegenstand der Forschung zu interessieren. Er zeigte, wie die Erkennung tierischen Lebens in Tiefen von mehr als vierhundert Faden erst durch langsame Überwindung eines durch Forbes entstandenen Vorurteils, daß in solchen Tiefen Leben unmöglich sei, bewirkt werden konnte. Nachdem die Thatfache dieses Lebens bewiesen war, galt es die Bedingungen seiner Möglichkeit zu studieren, die jedenfalls besonderer Art sein mußten, da einige wesentliche Bedingungen irdischen Organismenlebens, das atmosphärische Licht, fehlten. So wurden allmählich höchst merkwürdige Bestätigungen der Darwinschen Lehre von der Anpassung an äußere Lebensbedingungen gewonnen. Obgleich in den tiefsten Meeresstiefen größere Mengen höherer Organismen nicht bestehen können, schon wegen des enorm hohen Druckes, und weil das vom Lichte abhängige Pflanzengrün dort unten nicht entstehen kann, sahen die Forscher doch in jenen Tiefen Tiere leben, denen Eiweiß- und Pflanzennahrung reichlich zu Gebote stand. Beides wird ihnen aus den obersten Meeresstiefen zugeführt, deren Bewohner entweder im lebenden oder im toten Zustand von Zeit zu Zeit in die Tiefe hinabtauchen. Aber auch für die spärliche, dort fortkommende Tier- und Pflanzennahrung finden sich den auf dem Meeresgrunde oder um wenigstens höher lebenden Tieren, die meist den Krustentieren angehören, Mittel der Erlangung. Gemäß der spärlichen Nahrung sind diejenigen unter ihnen, welche verkümmerte Sehorgane haben, mit monströsen Fühlorganen ausgerüstet, während andere wiederum wunderbare Augen besitzen, welche zwar nicht das von der Oberwelt hinabdringende und unterhalb 450 Meter ganz unwirksame Sonnenlicht, wohl aber das Licht sehen, welches von den Leuchtorganen ausgeht, die sich im Lauf der Jahrtausende an zahlreicheren Meeresstiefen entwickelt haben.

Gegenstände dieser Art müssen naturgemäß an einem Orte, der zwar nicht selbst an der See liegt, dessen ganzes Dasein aber im Seewesen wurzelt, ganz besonderes Interesse erregen. Das Gleiche gilt von dem anziehenden Berichte, den ein blutjunger wissenschaftlicher Reisender, Dr. D. Warburg aus Hamburg, von seinen Reisen in Nord- und Ostasien erstattete. Nirgends in Deutschland gilt das Reisen in fremde Erdteile

als etwas so Selbstverständliches und Geringfügiges, wie in Hamburg und Bremen. Allein geographische Reisen werden doch gerade an diesen Orten in dem Augenblicke Interesse erregen, wo sie neue wirtschaftliche oder wissenschaftliche Gesichtspunkte eröffnen. Letzteres war bei Warburgs Vortrag der Fall, welcher durch Vergleichung gleichartiger pflanzengeographischer Landschaften den Nachweis von der Verwandtschaft der Flora in den Alpenregionen Europas und Centralasiens erbrachte, daneben aber in seiner Kennzeichnung der Pflanzenwelt des tropischen Asien und seiner Inselwelt, sowie derjenigen Australiens die großen Konturen von Wanderungen zog, welchen die asiatische Pflanzenwelt von Osten nach Westen gemacht hat. Ähnlich wie Bastian für das Rohmaterial der Völkerkunde, erhob Warburg für die Pflanzenforschung den dringenden Warnungsruuf, daß die unerbittlich vordringende europäische Kultur nicht das majestätische Urbild der Natur, wie es sich beispielsweise in den Urwäldern von Celebes und den Molukken noch bietet, auf Java aber schon größtenteils vernichtet sei, zerstöre.

So waren wir bei der Kennzeichnung der vom Vorstande der Gesellschaft gerade im Hinblick auf Bremen ausgesuchten Vortragsgegenstände beinahe dahin gekommen, das chemische Element, welches trotz alledem der diesjährigen Versammlung die Signatur gab, zu vernachlässigen. Wir gestehen, daß es nicht ganz ohne Absicht geschah. Diese Zeitschrift hat in Robert Henriques einen so sachkundigen und geschickten Darsteller chemischer Fragen gefunden, daß es für einen Berichterstatter, der sich in der Chemie zu den Laien zählen muß, vermessener wäre, den Darstellungen vorzugreifen, zu welchen die Leitung dieser Blätter gewiß jenen berufenen Mitarbeiter wird vermögen können. Wir müssen daher auch für die bloße Andeutung des auf der Bremer Versammlung Gebotenen, die wir der Vollständigkeit halber nicht unterlassen mögen, an die Nachsicht der Kundigen appellieren. Zwei der gehaltenen Vorträge waren geschichtlichen Charakters. Herr von Hofmann gab in einer Abhandlung „Einige Ergebnisse der Naturforschung seit Begründung der Versammlung“ einen Überblick über die ganze Entwicklung der Naturwissenschaften in diesem Jahrhundert, häufig gewürzt mit seinem schelmischen Humor, der seine Vorträge für alle früheren Hörer zu einer bleibend genußvollen Erinnerung macht. Wenn er auch auf die Chemie zuletzt kam, so merkte man doch wohl, daß er hier erst auf dem eigentlichen Felde seiner Neigung sei. Die Art, wie er die Entwicklung der modernen Chemie, die in den zwanziger Jahren entstandene Gasindustrie, dann die durch ihn selbst zu ungeahnter Blüte erhobene Darstellung der Anilinfarben aus dem Steinkohlentheer, schließlich die Triumphe der künstlichen Darstellung organischer Stoffe von der Harnstoffsynthese Wöhlers bis zu der des Traubenzuckers durch Fischer in unseren Tagen schilderte, prägt sich dauernd dem Gedächtnis ein. Entsprechend Hofmanns praktischer Richtung traten bei ihm die neuere theoretische Chemie, von welcher Henriques in diesem Blatte einen der wesentlichsten Teile behandelt hat, ferner die allerjüngsten Bestrebungen der Atomphysik zurück. Von nicht geringerem Werte war der Vortrag Professor Rosenthals in Erlangen über Lavoisier, dessen an der Schwelle der neueren Chemie und Physiologie stehende Erkennung des Verbrennungsprozesses als einer Verbindung von Brennstoffen mit Sauerstoff, des Atmungsvorgangs als eines Verbrennungsprozesses und der tierischen Wärme als Begleiterscheinung dieser Verbrennung nicht nur die heutige Chemie begannen, sondern auch die mechanische Wärmelehre vorbereiteten.

Auf einem ganz anderen Felde liegen die Vorträge von Engler über das Erdöl, deren theoretische Bedeutung neben ihren wichtigen wirtschaftlichen Aufschlüssen in dem Nachweis der Entstehung des Petroleum aus fossilen Tierstoffen liegt, wofür vor allem Englers Experimente sprechen, mit denen es ihm gelang, unter hohem Druck aus Thran Erdöl zu erzeugen, während zwei andere Redner sich ausschließlich auf wissenschaftlich spekulativem Wege befanden, der eine, Ostwald in

Leipzig, gestützt auf die von ihm nach Arrhenius und van t'Hoff angebahnte enge Verbindung von Physik und Chemie, der andere, Winkler, der verdienstvolle Entdecker des jüngsten Elements, des Germaniums, führn in die Regionen der „Philosophie der Chemie,“ wie Hofmann es nannte, emporstieg. Professor Ostwald in Leipzig behandelte die durch die neuesten Beobachtungen der chemischen Zersetzung durch den galvanischen Strom gewonnenen Anschauungen von den Eigenschaften der Element-Atome, von denen jetzt erkannt ist, daß sie, auf elektrischem Wege gewonnen, viel leistungsfähiger sind, als wenn die gleichen Stoffe auf anderem Wege gewonnen sind, weshalb angenommen wird, daß ihre kleinsten Teilchen als Elektrolyte mit Elektrizität geladen einzeln frei den Strom passieren. Auf dieser erkannten leichteren Sonderungsfähigkeit der Atome in bestimmten Zuständen ist wohl auch die von Winkler weiter ausgeführte Anschauung hervorgegangen, daß auch unsere chemischen Elemente auf der Erde erst die Produkte einer allmählichen besonderen Gruppierung von Atomen sind, welche in einem früheren Zustande der Erde in höherer Temperatur lediglich Teile einer einzigen Urmaterie waren und daß diese vielleicht zusammenfällt mit dem den Kosmos durchdringenden Lichtäther, dessen Schwingungen durch die Versuche von Herz als den gleichen Bewegungsgesetzen wie die Elektrizität unterworfen erkannt sind. So möchten wir denn zum Schlusse auch einiger bemerkenswerten, in das Gebiet der Herzischen Versuche einschlagenden Versuche gedenken, welche in der Sektion für Physik die große Aufmerksamkeit der anwesenden Forscher erregten. E. Lechner in Wien hat nachgewiesen, daß die von Herz bisher nur für die Leitung der Elektrizität in Luft, aber nicht im Draht gefundene gleiche Geschwindigkeit von Licht und Elektrizität auch bei der Leitung durch Draht statt hat, und Elster und Geitel in Wolfenbüttel haben eine andere Ergänzung zu diesem Versuchsgebiete geliefert, indem sie zeigten, daß eine elektrisch geladene Leydener Flasche durch Belichtung entladen wird. So hat auch diese Versammlung nicht nur den Schatz der Einzelthatfachen bereichert, sondern auch in der Erkenntnis der Naturvorgänge durch Erhebung der bisherigen Erkenntnisse zu höheren Begriffseinheiten einige wesentliche Fortschritte gezeitigt.

Zur Ästhetik der Toilette.

Von
Maurus Hoffmann.

Wenn wir es versuchen, in die Toilettefragen eine wissenschaftliche Methode zu bringen und die Erinnungen der Ästhetik als der Wissenschaft vom Schönen für die Bekleidungskunst zu verwerten, und wenn wir zeigen, wie der Modeteufel am wirksamsten durch die Fackel der Wissenschaft ausgetrieben werden kann, so leisten wir der Toilette nur einen schuldigen Gegendienst; denn sie war es, welche die Kunstgeschichte darüber belehrte, daß die Frauentoilette den bildenden Künsten, der Architektur, Plastik und Malerei in alter und neuer Zeit die schönsten Anregungen gab.

Die Sitte der ägyptischen Dame, in ihr Haar Lotosblumen zu stecken, war das Hauptmotiv zur Ausbildung der ägyptischen Säule mit dem sogenannten Lotoskapitel, indem die Säule als ein Bündel von Blumenstengeln dargestellt wurde, zwischen denen Lotosblumenkelche staken. An den reichen Falten der griechischen Damentoilette entfaltete sich der Genius der antiken Bildhauer, bei deren Gebilden im edelsten Sinne des Wortes Kleider Leute machten, da sie es verstanden, das individuelle Leben ihrer Gestalten bis in die äußersten Faltchen und Säumchen ausströmen zu lassen und die Bewandung als die Resonanz der Seele des Trägers darzustellen. Und in neuerer Zeit haben die Atlasroben der holländischen Damen

den einheimischen Genremalern die schönsten Motive zu ihren unübertroffenen Farbeneffekten geboten. Wenn aber der bildende Künstler moderner Zeit das Zeikostüm unbenützt läßt und entweder auf das antike Gewand zurückgeht oder eine Phantasietoilette komponiert, so beweist das nur, daß die moderne Kleidung des Schönheitsclementes entbehrt. Dasselbe wieder zu erlangen, wird ihr nur mit Hilfe der Wissenschaft gelingen. Zum Gelingen wollen diese Zeilen das ihrige beitragen.

Unsere Aufgabe kann aber nicht sein, mit wenigen Worten das ganze System einer Ästhetik der Toilette zu entwickeln; wir wollen nur einige Bausteine zu einer solchen Ästhetik zusammensetzen und andeuten, daß in dasselbe jedenfalls die Lehre vom Bekleidungsstil, dann die Farbenlehre und die Lehre von der Proportionalität der menschlichen Gestalt aufgenommen werden müßte.

Sollen wir nun eine Erfahrung aus der Stillehre für die Bekleidungskunst verwerthen, so brauchen wir nur die Bedeutung des Ausdruckes „Stil“ zu bezeichnen, und die Anwendung dieses Ausdruckes für die Toilettenkunst wird sich fast von selbst ergeben. Wir können kurz sagen, daß der Stil die Angemessenheit der Form an die Erscheinung, und daß der Stil in der Toilette nichts weiter ist als die Angemessenheit der Bekleidung an die menschliche Gestalt. Stilvoll wird also nur jenes Kostüm sein, das sich in diskreter Weise den Körperformen anschmiegt und ihnen in der Bewegung und Richtung umgezungen und gleichsam durch den Geist des Trägers befeelt, folgt. Wenn einmal das Gefühl für das Stilvolle in der Toilette erwacht ist, der wird die großbauschige, weitfaltige Robe entschieden geschmacklos finden, dagegen den schlichten, gefalteten Rock vorziehen, der wird auch den Armel, der an der Schulter einen großen Bausch bildet, sicherlich als stillos bezeichnen.

Neben dem Stilgefühl kommt für die Toilettenkunst die Farbenempfindung schon aus dem einfachen Grunde in Betracht, weil die Toilette aus farbigen Stoffen zusammengesetzt ist, eine Zusammenfügung, welche jedenfalls nicht willkürlich, sondern nur nach dem Gesetze der Farbenharmonie geschehen kann. Die Farbenlehre giebt eine Anleitung zur Wahl der Farbe des Kleides, die mit dem Teint harmonieren soll. Beispielsweise empfiehlt sich für einen blassen Teint die grüne Farbe, weil zu rot die grüne Farbe die komplementäre ist, so daß eine weiße Gesichtsfarbe in grüner Umgebung wie mit einem rosigen Hauche gemengt erscheint. Die Farbenlehre sagt uns ferner, welche Farbe für die Tages- und welche für die Abendtoilette zu wählen ist; denn einen anderen Eindruck machen die Farben bei künstlicher, einen anderen bei Sonnenbeleuchtung.

Nun wollen wir noch ein Kapitel aus der Lehre von der Verhältnismäßigkeit des menschlichen Körpers herausheben, um diese auf die Bekleidungskunst anzuwenden.

Die proportionale Gesetzmäßigkeit in dem Bau des menschlichen Körpers läßt sich durch die sogenannte harmonische Proportion formulieren, welche ausspricht, daß sich der ganze Körper zu dem von den Hüften bis zur Ferse gehenden Teile desselben ebenso verhält, wie dieser untere Körperteil zu dem oberen, der vom Scheitel bis zur Hüfte reicht. Wenn man jeden Teil des Körpers für sich als Ganzes betrachtet und dieses in zwei ungleiche Teile teilt, so muß sich wieder das Ganze zu dem größeren Teile, so wie dieser zu dem kleineren Teile verhalten, soll das Ganze eine proportionale Schönheit aufweisen.

Dieses Proportionalitätsgesetz läßt sich auf einzelne Fragen der Toilette in Anwendung bringen. Es ist beispielsweise nicht gleichgültig, welche Höhe ein Hut hat; denn nur jene Kopfbekleidung, deren Höhe zur Länge des Gesichtes in harmonischer Proportion steht, wird sich als kleidbar erweisen. Die harmonische Proportion giebt das erwünschte Mittel an die Hand, um die Höhe des Hutes zu bestimmen, welche mit der bestimmten Länge eines Gesichtes deart harmonisiert, daß der Hut seinen Träger gut kleidet. Wir wollen sofort an einem Beispiele zeigen, wie dieses Mittel anzuwenden ist.

Um die Höhe des Hutes zu bestimmen, denke man sich den Kopf samt seiner Bedeckung als Ganzes, dessen größerer Teil jene Gesichtspartie ist, welche vom Kinn bis zur Mitte der Stirn reicht, während den kleineren Teil dieses Ganzes eben die fragliche Höhe des Hutes ausmacht, die man als eine unbekannte Größe mit x bezeichnen mag. Nehmen wir z. B. an, daß der größere Teil, der jederzeit abgemessen werden kann, 12 cm beträgt, so wird die harmonische Proportion folgendermaßen lauten: $(12 + x) : 12 = 12 : x$, d. h. die Länge des Gesichtes, vom Kinn bis zur Mitte der Stirn gerechnet, vermehrt um die Höhe des Hutes, verhält sich zur Länge des Gesichtsteiles allein, wie diese Länge zur Höhe des Hutes. Werden die beiden äußeren Glieder der harmonischen Proportion, und ebenso die beiden inneren Glieder je miteinander multipliziert und diese Produkte einander gleichgesetzt, so erhält man die Gleichung: $(12 + x) \cdot x = 12 \cdot 12$, aus welcher sich die sogen. quadratische Gleichung: $x^2 + 12x = 12^2$ ergibt. Aus dieser Gleichung läßt sich der Wert für das un-

bekanntes Glied nach der Formel $x = -\frac{a}{2} + \sqrt{\frac{a^2}{4} + a^2}$

folgendermaßen berechnen: $x = -\frac{12}{2} + \sqrt{\frac{12^2}{4} + 12^2}$.

Wir bekommen dann: $x = -6 + \sqrt{\frac{144}{4} + 144}$ oder

$x = -6 + \sqrt{\frac{720}{4}}$ und dieses ergibt $x = -6 + \sqrt{180}$,

woraus $x = -6 + 13.416$ und schließlich $x = 7.416$ resultiert.

Damit haben wir die Höhe des Hutes gefunden, welcher ein Gesicht von 12 cm Länge gut kleiden soll. Diese Höhe beträgt nämlich 7.416 cm und ist sicherlich mit einer den geforderten Anforderungen entsprechenden Genauigkeit ermittelt.

In ähnlicher Weise kann die Höhe der Coiffüre oder die Länge der Taille und dergleichen gefunden werden.

Für den, der sich das Gefühl für proportionale Ebenmäßigkeit angeeignet hat, eröffnen sich hier weitere Gesichtspunkte für die Ästhetik der Toilette, einem solchen wird es erst so recht klar, welche wirkungsvolle Stelle der Gürtel unter den Toilettegegenständen einnimmt. Er dient dazu, um die proportionale Teilung des Rumpfes von dem unteren Teile des Körpers ersichtlich zu machen; dieselbe Aufgabe fällt dem Halsband für den oberen und dem Saum der Robe für den unteren Körperteil zu.

Dem feinen Geschmacke erscheint die Führung mehrerer wagrechter Streifen über den Rock als vom ästhetischen Standpunkte verwerflich, weil dadurch die proportionale Gliederung gestört wird, wogegen Längsstreifen durchaus geschmackvoll sind, weil sie in die Richtung des proportionalen Aufbaues fallen. Aus demselben Grunde mißfallen karierte Stoffe einem ausgebildeten Geschmacke, und dies um so mehr, weil die ineinander gereihten Quadrate einen trostlos einformigen Eindruck machen und in das Linienpiel, das bei der ausschreitenden Gestalt in der Kleidung nachklingen soll, störend einfallen.

Erwähnung verdienen schließlich noch die Nähte, besonders die an dem rückwärtigen Teile der Taille, weil sie ebenfalls in der Richtung der proportionalen Gestaltung verlaufen. Schon die Mißlichkeit, die in der Zusammenstückelung der einzelnen Stoffteile liegt, sollte uns gebieten, aus der Not eine Tugend zu machen und die Nähte durch Verschnürungen zu verdecken, so wie man es ja thatsächlich an jenen Taillen sieht, die nach dem Muster des sogen. „Dolman“ der Kavalleristen gefertigt sind. Aber es scheint, daß die Not der Nähte kein ästhetisches Gebot kennt; denn diese treten offen zu Tage, und wohl selten nimmt jemand daran Anstoß, daß die unverdeckten Nähte das beängstigende Gefühl erwecken müssen, als gingen sie in jedem Augenblicke auseinander.

Die Verdeckung der Nähte durch Schnüre giebt Gelegen-

heit zu ansprechenden Motiven für Verzierungen und Verschönerungen der Toilette. Wollte man endlich der Naht eine größere Berücksichtigung schenken, so würde auch die Geschmackslosigkeit aufhören, die an jener Stelle zum Vorschein kommt, wo gestreifte Stoffe zusammengenäht werden. Selten fällt es auf, daß die Richtungen der Streifen an den Nähten voneinander abweichen, daß sie beispielsweise am Rücken gerade herablaufen, während sie auf den Schultern in der Richtung dieser, also wagrecht, sich hinziehen, um an den Ärmeln wieder die frühere Richtung anzunehmen. Und doch ist es ein Hauptgebot der Ästhetik der Toilette, daß alles an der Kleidung in einer und derselben, nämlich in der senkrechten Richtung, verlaufe, die der aufrechten menschlichen Gestalt eigentümlich ist.

Diese Bemerkungen wollen nichts weiter als Bruchstücke und Bausteine zu einer Ästhetik der Toilette sein; sie werden aber demjenigen, der eine feine künstlerische Empfänglichkeit als glückliche Naturanlage besitzt, genügen, um ihm den richtigen Weg zur Bethätigung seines Geschmacks in der Wahl der Kleidung zu zeigen, einen Weg, der weitab liegt von den Irrgängen der Mode.

Der Wert der Ausstellungspreise.

Von
Julius Ev.

Wahyne in Cleusis von Simieradski ist eines der schwächsten Bilder dieses Künstlers, und trotzdem ist es mir eines der liebsten. Nicht der Malerei wegen; aber es hat einem berühmten Künstler Veranlassung gegeben, sich über einen Punkt zu äußern, dessen Klarstellung vom höchsten ideellen wie materiellen Interesse für die bildende Kunst selbst ist. Die Thatfachen sind einfach folgende: Eine künstlerische Körperschaft, ich weiß nicht welche, hatte Simieradski eine Auszeichnung für genanntes Kunstwerk angeboten; der Maler lehnte aber mit dem Bemerkten ab, daß es ihm nicht gezieme, eine derartige vermeintliche Auszeichnung anzunehmen, da dieses gut sei für Schüler, die sich entwickeln sollen, nicht für Meister, die mit ihrer Entwicklung fertig sind.

Ich kann nicht umhin, dem Sprecher dieser Worte meinen innigsten Dank auszudrücken. Er hat ein gutes Werk gethan, und so hoch einzelne seiner anderen auch geschätzt werden, wenn er diesen seinen Worten Geltung verschaffen könnte, so würde er für die Kunst und die Künstler mehr geleistet haben, als er es sonst vermöchte. Jeder, der den Unfug der Malerpreise genau beobachtet hat, wird sich der Meinung des polnischen Künstlers anschließen, ja, er wird noch weiter gehen und vielleicht verlangen, daß gar keine Preise mehr verteilt werden sollen. Ich stehe keinen Moment an, diese Forderung mit dürren Worten auszusprechen: Weg mit den Ausstellungspreisen!

An Gründen für dieses revolutionäre Verlangen fehlt es mir, Gott sei's geklagt, nicht, und ich zähle sie um so lieber auf, da ich mich mit dem größten Teile der Künstlerschaft eins weiß. Es ist, gottlob! im Reiche der Kunst jener Stamm noch nicht ausgestorben, der glaubt, aus eigener Kraft etwas Gutes zu leisten, ohne daß eine aus meist abgelebten und verständnislosen Maranten bestehende Körperschaft ihren Segen dazu aus dürren, zitterigen Händen herabstreut. Das ist der Hauptgrund, der beste Teil der Künstlerschaft arbeitet auch ohne Preise, und somit sind sie eigentlich ihrer Existenzberechtigung beraubt. Der wahre Künstler wird sich nicht durch Preise dazu anregen lassen, dem Ideale, das er in sich trägt, Verkörperung zu schaffen; der Gott, der ihm im Busen wohnt, erregt ihn, oder der Fetisch; aber es ist immer etwas Inneres, Geistiges, nicht etwas Äußeres, Materielles, das ihn nicht ruhen läßt. Wer Medaillen nötig hat, um Kunstwerke zu schaffen, der gebe das Geschäft ruhig auf, für den ist die Kunst nicht da.

Man wird mir indes einwenden, daß die Preise nicht sowohl zur Aufforderung zum weiteren Schaffen, als vielmehr zur Belohnung für Geleistetes verliehen werden. Auch in diesem Sinne haben sie wenig Wert. Denn glaubt man wirklich, daß dem wahren Künstler gegen die Befriedigung, die er aus dem eigenen Kunstwerk genießt, eine Medaille in Betracht kommen kann? Ist ein Künstler soweit, daß seine Leistungen eines Preises würdig sind, so bedarf er desselben am allerwenigsten.

Doch das sind alles theoretische Betrachtungen, welche vor einer einzigen praktischen Thatfache in den Wind gehen, daß nämlich der Preis eine Andeutung ist, die einen Künstler vor den anderen hervorhebt, seinen Wert höher erscheinen läßt, mithin der Anschauung Geltung verschafft, daß man seine Werke besser bezahlen muß. Hiernit ist die ganze Frage auf das Gebiet des Mein und Dein hinübergespielt, und ich thue es um so lieber, diesen Punkt ganz besonders zu betonen, als man derartigen Erwägungen, wie etwas Kunst und Künstler Entwürdigendem aus dem Wege geht, als ob die Künstler nicht ebensogut essen müßten als wie andere Leute auch. Der Kernpunkt scheint für mich der zu sein, daß der Preis befähigt ist, einem Künstler materielle Vorteile zuzuwenden, und nur deshalb beschäftige ich mich mit der ganzen Frage. Ich will nicht, daß gewisse Künstler, die es nicht verdienen, den Rahm abschöpfen und anderen das blaue Wasser übrig lassen. Ich will den Stier bei den Hörnern packen und werde mich darin nicht beirren lassen von gewissen hochidealen Baustrumpf-Ideen, von gewissen falschen Nüchternheiten einiger Leute, die für die Kunst nichts weiter übrig haben als diese, und um so lieber, als sie nicht das mindeste kosten, sich aber wunderschön anhören.

Ich habe in meiner früheren Arbeit über die Malerpreise 1890 gezeigt, wie wenig der mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnete Maler Konrad Kiesel diesen Preis verdient hat. Ich habe nicht weniger gezeigt, wie einer der größten Künstler leer ausgegangen ist; es würde mir jedoch nicht schwer werden, diese Beispiele um einige Dutzende aus den letzten fünf Jahren allein zu vermehren. Ich gestehe, daß ich bei Betrachtung aller dieser Thatfachen nur schwer meiner Erregung Meister werden kann. Es ist mir unbegreiflich, wie derartige Auszeichnungen, da doch ihr Umwert klar am Tage liegt, in den Augen der Künstler und des Publikums noch irgendwelchen Wert haben, und diese Thatfache ist eben nicht anders zu erklären als dadurch, daß dem Künstler durch Verleihung derartiger Auszeichnungen materielle Vorteile zufließen. Denn man wird doch niemand einreden wollen, daß es das Prestige eines Künstlers erhöht, wenn er ausgezeichnet wird. Man vermischet eben vollständig Ursache und Wirkung. Der Künstler bekommt oder sollte die Auszeichnung erhalten, weil er bedeutend ist, und nicht ist er bedeutend, weil er die Auszeichnung erhält. Und in welchen Augen will man ihn erhöhen? In denjenigen der großen Masse? Der Künstler, der danach strebt, der läßt sich am besten sogleich begraben. In den Augen der Kunstverständigen? Du lieber Himmel, was die von der Berliner Ausstellungsjury lernen werden, das haben sie sich schon sehr, sehr lange an den Schuhsohlen abgelaufen. Es wäre der Jury doch sehr heilsam, wenn sie selber die Freundschaft hätte, bei den Kunstverständigen ein klein wenig, aber recht aufmerksam in die Lehre zu gehen, schaden kann es ihr nichts; aber sie würde dann vielleicht nicht wie die blinde Henne bei der Preisverteilung auch einmal ein Korn finden, sondern sie würde dann mit einigem Bewußtsein an ihr Werk gehen, und soweit es ihr überhaupt möglich ist, etwas Ersprießliches leisten.

Wenn sich doch die Künstler nur eines vorhielten! Vor ihnen sind doch auch gewisse Leute gewesen, die mit Preisen bedacht waren; was ist denn aus denen geworden? Ich nehme am besten ein konkretes Beispiel und geradezu einen Inhaber der großen goldenen Medaille heraus, einen Mann, der durch seine Stellung die Akademie der Künste repräsentiert in bereits mehrjähriger Präsidentschaft. Ich meine selbstverständlich: Karl

Becker. Man betrachte sich doch einmal diesen Künstler, welcher mir als Typus gilt! Er ist mit allen Ehren ausgezeichnet, die man erlangen kann, er hat die große Medaille, er hat Orden, er ist Präsident jener Körperschaft, welche in einer übel angebrachten Bescheidenheit die sogenannte Blüte der bildenden Kunst repräsentiert, wegen einiger weniger, wahrhaft großer Künstler, die sich in sie verirrt haben; er ist so ganz nebenbei auch noch Maler.

Welcher Künstler hätte sich nicht schon über seine Werke lustig gemacht, wer hätte nicht schon gestaunt über diese Art zu arbeiten, welche allein ein Akademiepräsident sich gestatten kann, da doch jeder gewöhnliche Sterbliche dabei verhungern würde? Und doch hat dieser Maler die große goldene Medaille, jene Auszeichnung, welche jeder Künstler in seinem Leben nur einmal erhält, welche nicht für relativ gute Leistungen verliehen wird, sondern nur für absolut Gutes, für wahrhaft Bedeutendes! Ein kluger Mann daraus ersieht, daß es die große goldene Medaille allein nicht thut, es muß auch noch so ein ganz klein wenig vom Geiste Gottes dabei sein, und das giebt die Medaille nicht, sondern sie nimmt es oft. Karl Becker aber hat niemals etwas absolut Gutes für die Kunst geleistet, seine Arbeiten sind alle, samt und sonders schwach, manche aber ganz direkt schlecht und sogar eines soliden Arbeiters, geschweige denn eines Künstlers, unwürdig, und seine Auszeichnungen hat er nur zu verdanken dem verdorbenen Zeitgeschmacke, einem alten ererbten Vorurteile und dessen Konsequenzen! Ich könnte mir statt Karl Becker noch manchen anderen „Ausgezeichneten“ als Beispiel ausgewählt haben; aber ich nahm gerade ihn, um möglichst deutlich zu zeigen, wie wenig der künstlerische Wert mit den äußeren Ehren einer Persönlichkeit zu korrespondieren braucht.

Wenn nun aber einzelne Arbeiten von Akademiemitgliedern so miserabel sind, so wird man sich gewiß zu der Frage berechtigt fühlen: Warum werden denn diese Arbeiten nicht abgelehnt? Damit sind wir an dem Punkt angelangt, an dem einzig und allein von einer Wirkung der großen goldenen Medaille an sich gesprochen werden kann. Diejenigen Künstler, welche jene Auszeichnungen besitzen, unterliegen nicht mehr dem Urteile der Jury. Das scheint mir ein Ding zu sein, an dem man nicht so achloslos vorübergehen sollte! Man hat durch die große goldene Medaille eine Ausstellungssinecure geschaffen, und mit Hilfe jener Auszeichnung kann jeder ihrer Besitzer nachher so viel sündigen, als ihn nur irgend beliebt. Das scheint mir das Unwürdigste von allem zu sein. Dadurch wird denn die ganze „hohe Intuition“ zu einem Ausgleichgeschäft, und jeder Künstler ist in die Lage versetzt, sich augenblicklich in ästhetische Schulden zu stürzen in Anbetracht des oft sehr problematischen Guthabens aus früheren Zeiten. Er hat gewissermaßen seine Kunstleistungen bei der königlichen Akademie angelegt und sieht sich in der Lage eines Mannes, der von Zinsen leben kann, ohne arbeiten zu müssen. Und, was das Schlimmste ist, die angelegten Werte können vollständig niedergehen, ohne daß die Akademie von der Zinszahlung entbunden wäre. Wäre jene unglücklich-glückliche Bestimmung nicht, so würde vielleicht ein Teil der Besitzer großer goldener Medaillen von der Bildfläche verschwinden. So sind sie jedoch in Permanenz erklärt, und man hat nicht nötig, sich auf die Clique zu verlassen, obwohl dieselbe nicht zu unterschätzen ist. Da aber die griechischen Götter, niederrachtig wie sie nun einmal sind, die Menschen, wenn sie ihnen gleichkommen, beneiden, haben sie unter jene Kunstgrößen zuweilen mit lächelndem Antlitze die Eifersucht als Erisapfel geworfen, so daß man vielleicht unter anderen Umständen recht niedliche Überraschungen erleben könnte.

Vom menschlichen Standpunkte aus sind jene privilegierten Maler allerdings zu beneiden. Denn da bei uns noch immer das lächerliche Vorurteil herrscht, daß es eine Auszeichnung ist, seine Werke von der Ausstellungsjury angenommen zu sehen, so ist es kein Wunder, daß jene „Größen“, welche in Farben zu dichten und den Salon mit den Blüten ihres „Ge-

nies“ zu schmücken belieben, ihr Renommé nicht verlieren. Da die Menge ohne jedes Verständnis jeden auf der Ausstellung Vertretenen für bedeutend hält, so imponieren ihr jene Dauer-aussteller um so mehr, und sie freut sich, wenn sie sie trifft und erkennt. Sie hat sich in der Fabrikmarke nicht getäuscht und wird sich von keinem Menschen betreten lassen, auf den verdorrensten Pfaden moderner Kunst ganz genau Bescheid zu wissen. Und da ihr jene Künstler diesen Vorzug so leicht erwerblich gemacht haben, so liebt sie sie. Außerlich steht somit alles recht gut, wie sieht es aber innen aus? Ich rede selbstverständlich hier nur von den Künstlern, die noch etwas auf sich halten, die es noch nicht nötig gehabt haben, die Defekte ihrer Leistungen durch maßlose Einbildung und akademischen Dünkel zu ersetzen. Wenn ich mich in die Lage eines solchen Künstlers versetze, so muß ich sagen, daß dieselbe für mich höchst peinlich wäre. Ich würde vollständig näher gerückt durch die Gefahr laufen, was ich wirklich geleistet habe, da die Annahme meiner Werke mir nicht mehr als ein Zeichen wahrhafter freiwilliger Schätzung, sondern vielmehr erkünsteltes gezwungenen Mitleids erscheinen könnte. Selbstverständlich sind derartige Feingefühle nur dort angebracht, wo man sich einer richtigen Beurteilung seiner Leistungen versichert halten kann. Da dieses aber in Berlin in keiner Weise der Fall ist, da wir alljährlich auf den Ausstellungen Arbeiten von abweisbaren Künstlern zu sehen bekommen, für welche selbst die tiefsten Tiefen eines Trödlerladens noch nicht tief genug sind, so sind meine Erwägungen auch eigentlich überflüssig. Ja, das Verfahren der Jury schien mir menschlich näher gerückt durch die Erwägung, daß jeder sich selbst der Nächste ist, und von diesem Standpunkte aus kann es ihr niemand übelnehmen, wenn sie zeigen will, daß nicht nur prämierte Künstler Werke erzeugen, die zum Himmel schreien.

Ich habe derbe Wahrheiten gesagt. Wer sich gegen mich wendet, von dem erwarte ich nicht, daß er mir Irrtümer nachweist, sondern daß er mir unter den angeführten auch nur eine falsche Thatsache zeigt. Gelingt ihm dies, so will ich fußfällig um Vergebung flehen, so will ich mich jeder Buße unterwerfen, die er verlangt. Ich will die Akademie preisen in den höchsten Lagen, ich will ihr Vorbeeren streuen, ich und ihrem ganzen Anhang, ich will mich peinigen und kasteien, wie es einem Sünder und Renegaten zutkommt, ich will mir das Schwerste auferlegen, ich will Karl Becker für einen großen Künstler ansehen. Ich werde nicht eher ruhen, bis Nathanael Sichel die große goldene Medaille hat. Ich werde die Werke Frieses mit Gefahr meines Lebens einem Könige stehlen und sie verbrennen, und ich werde von der Kreuzigungsgruppe Michael Locks Stücke abschlagen und sie den akademischen Jurymitgliedern zu Briefbeschwerern verehren. Wenn ich nachzuweisen versucht habe, daß der objektive Wert der Ausstellungspreise gleich Null ist, selbst wenn man das ihnen zu Grunde liegende Prinzip richtig handhabt, so betone ich, daß derselbe durch die bei uns übliche Art und Weise noch weit unter den Gefrierpunkt herabgedrückt wird. Ich will dabei nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Preise einen sehr üblen Einfluß auf die schwächeren Elemente in der Künstlerschaft ausüben sowohl in Bezug auf ihre künstlerische Entwicklung, als ihren persönlichen Charakter. Um jene imaginären Auszeichnungen zu erlangen, ertöten sie oft ihre eigenartige Begabung, die sie als Revolutionäre verdächtig macht und als gefährlich ausschließt. Noch schlimmer aber ist, daß sie durch erheuchelte Ergebenheit und Unterwürfigkeit gegen die maßgebenden, unfähigen Persönlichkeiten zugleich den Gipfel ihrer Wünsche und die tiefste Tiefe persönlicher Erniedrigung erreichen. Ich möchte bitten, auch diese Thatsache zu widerlegen. Die Buße, zu der ich mich im positiven Falle verstehe, bitte ich oben noch einmal nachzulesen.

Wildenbruchs „Haubenlerche.“

Von
F. M.

Wer von den derbrealistischen Szenen in Wildenbruchs neuem Drama „Die Haubenlerche“ (am letzten Sonnabend im Deutschen Theater zum erstenmal aufgeführt) dermaßen überrascht war, daß er von einem Wechsel in des Dichters Kunstübung sprach, der kannte wohl Wildenbruchs Humoresken nicht und hatte sich gewiß keine Rechenenschaft darüber gegeben, was den Erfolg der „Quizows“ entschieden hat. Ernst von Wildenbruch zeigt uns seit Jahren zwei einander unähnliche Gesichter; er trägt bald mit unklarem Idealismus und in überhitztem Balladenton tragische Geschichten von großen Morithaten vor, bald schildert er mit gutem und gesundem Humor einfache und lustige Volksgestalten. In den „Quizows“ hatte er die beiden Bilder geschickt und fest miteinander abwechseln lassen, und die Zuhörer konnten sich an Klöne Hülfe erfreuen, ohne in ihrer Bewunderung für die Trompetenfanfaren ihres Dichters nachzulassen. Die Mischung war gelungen, nicht die Vereinigung zu einem Ganzen.

So giebt es immer noch einen Wildenbruch im Schlafrock und einen Wildenbruch in Ritterstiefeln. Er selbst hält gewiß die Ritterstiefel für würdevoller und ahnt wohl kaum, daß sein kleiner Scherz „Ein Opfer des Berufs“ wertvoller ist, als seine geräuschvollsten Tragödien. Wer aber den kleineren Wildenbruch liebgewonnen hat, — und ich bekenne diese Schwäche — der begrüßt „Die Haubenlerche“ wirklich froh als den frischen Entschluß des Dichters, die Ritterstiefel ein für allemal abzulegen und mit modernen Menschen Mensch zu sein. Man hat während der ersten Aufführung da und dort behauptet, Wildenbruch hätte sich dabei von dem großen Erfolge und von der großen Anregung des vorigen Winters, von „Ehre“ und „Vor Sonnenaufgang“, beeinflussen lassen. Diese Annahme ist ganz überflüssig; seit zehn Jahren liegt diese Strömung in der Luft, und Wildenbruch hat im Guten und Bösen oft bewiesen, daß er so leicht zu lernen nicht der Mann sei. Dazu kommt, daß seine Art des Realismus eine ganz selbständige und sehr glückliche ist. Er, der geborene Theatermensch, verzichtet auf die kleinen Theatermittel, und andererseits gebraucht er die groben Worte nicht um ihrer selbst willen. So war es denn ein volles Vergnügen, als der Vorhang aufging und wir plötzlich in das moderne Leben einer nahe bei Berlin gelegenen Papierfabrik und ihrer Arbeiterhäuser eingeführt wurden. Da war keine Spur von den überstürzten und unmotivierten Handlungen, mit denen Wildenbruch sonst wohl seine Zuhörer zu überrumpeln sucht. Der Fabrikherr August schwärmt für das Wohl seiner Arbeiter im allgemeinen und für Lene insbesondere, die hübsche Arbeiterin, welche für ihr frühes Aufstehen und für ihr Singen den abscheulichen Spitznamen Haubenlerche bekommt. Wir lernen noch Augusts lockern Bruder kennen, außerdem Lenes Mutter, eine gute alte Frau, und deren Bruder, den Lumpenfortierer und Sozialdemokraten; da ist endlich der brave Büttgefelle, der Lene heiraten will.

In den beiden ersten Akten des Schauspiels bietet Wildenbruch eine Reihe von idyllischen Szenen, wie sie so einfach, so wahr und dabei so frei von Effekthascherei ihresgleichen suchen. Der Bruder des Fabrikherrn kommt am frühen Morgen vor Sonnenaufgang mit einem schweren Kater von Berlin nach Hause und plaudert mit Lene; dann lernen wir die Mutter des Mädchens und ihren Onkel kennen und hören die demokratischen Reden Augusts an. Wir merken bald, daß er bis über die Ohren in Lene verliebt ist und daß diese es „mit dem Büttgefellen hat.“ August aber verrät seine Gefühle erst, da er seinen Taugenichts von Bruder bei einer harmlosen, kleinen Rufferei mit Lene überrascht. Der Zank der Brüder führt zu der zweiten Idylle, zur Verlobung Augusts mit Lene. Der findliche Fabrikherr bittet Mutter und Onkel um die Hand des

Mädchens. Köstlich benimmt sich dabei dieser Onkel (von Engels sehr wirksam, aber viel zu possenhaft dargestellt), gut ist die Haltung der Mutter, und wie das Mädchen der Mutter zuliebe ihren Geliebten zu vergessen sucht und ohne Freude die Hand des reichen Mannes annimmt, wie der Geselle das in seinem Schmerz ganz natürlich findet, das ist alles vorzüglich und fast musterhaft realistisch. Nur wenige Züge können Bedenken erregen. Der Fabrikherr hält zu sentimentale Standreden, der Büttgefelle spricht etwas romantisch von dem Verhältnis zu seiner Schöpsblütte, Lene denkt bei ihrer Verlobung doch gar zu wenig an die gute Partie; aber man denkt, August wird von dem hohen Pferde seiner Prinzipien schon herunterkommen, der Geselle ist ein bißchen tendenziös als Idealbild der früheren patriarchalischen Arbeiter gedacht und Lene muß um des dramatischen Fortgangs willen an einer Aussprache mit August verhindert werden. Man giebt darum dem Dichter vorläufig alle Freiheit.

Diese beiden ersten Akte hatten einen vollen und wohlverdienten Erfolg. Auch die Lösung des einfachen Knotens schien das Beste zu versprechen. Der gebildete Fabrikherr hat denn doch andere geistige und körperliche Gewohnheiten als die kleine Arbeiterin; er würde mit ihr unglücklich werden, sie mit ihm; und da wir es mit lauter ordentlichen und guten Menschen zu thun haben, so wird August in dem Augenblicke zurücktreten, wo er erfährt, daß der Geselle außer seiner Blütte auch noch die Lene liebt. Das konnte noch einen hübschen dritten Akt geben, in welchem August über die Liebe der beiden jungen Leute aufgeklärt wurde, und es war nur verwunderlich, daß der Theaterzettel von vier Akten erzählte. Leider erfuhr man bald, was Wildenbruch mit diesen überzähligen Akten vor hatte. Der einfache Weg war ihm zu kurz, er suchte einen abenteuerlichen Umweg und zog dazu seine Ritterstiefel an. Der Taugenichts von Bruder verwandelt sich plötzlich in einen dämonischen Böfewicht. Der amüsante Bummler stellt sich als Sago vor, nicht ohne Monologe. Anstatt dem Bruder einfach zu sagen, daß Lene und der Geselle ein Liebespaar sind, sucht er seines Bruders Braut in einer ebenso überflüssigen wie schwülen Nachtszene zu verführen. Auch hier noch giebt es einzelne hübsche realistische Züge; aber die Gewaltthatigkeit der Erfindung, die Launenhaftigkeit des Umwegs und die Unzusammenghörigkeit zu der ersten Hälfte springt so deutlich in die Augen, daß der Dichter sich um die ganze künstlerische Wirkung bringt. Ob auch um die Theaterwirkung, das blieb bei der ersten Aufführung unentschieden. Ich hatte den Eindruck, daß das Publikum aus künstlerischen und nichtkünstlerischen Gründen schwer verletzt war und den Dichter zum Glück nur noch aus Dankbarkeit für den Anfang hervorrief. Ich glaube, die Leidenschaft für die große Tragödie hat da dem realistischen Wildenbruch einen argen Streich gespielt. Er wollte dem schlichten und heiteren Schauspiel um jeden Preis den Stempel seines Geistes ausdrücken und hat das wahrscheinlich um den Preis eines einheitlichen und schönen Erfolges gethan.

Glücklicherweise war ihm die Hauptgestalt, die Haubenlerche, so lieb geworden, daß er ihr wenigstens bis ans Ende treu blieb und sie nur wenig verdarb. Die Gestalt ist nicht neu, aber schön, und überdies eine sehr dankbare Rolle. Fräulein Lehmann, welche im vorigen Jahre unter den Stürmen des Hauptmannschen Stücks entdeckt wurde, bewährte sich in der neuen Aufgabe; nur den stimmlichen Anforderungen der Verführungsszene zeigt sie sich leider nicht gewachsen. Um eine bedeutende Schauspielerin zu werden, hat sie aber glücklicherweise nur Erlernbares zu erlernen.

Außer ihr waren noch vier ehemalige Ballnerchauspieler beschäftigt. Der einzige Herr Kadelburg aber erinnerte gar nicht mehr an den Stil von Berlin O.

Kleine Kritik.

Oscar Blumenthal hat sein eigenes diesjähriges Stück schon zu Anfang des Theaterwinters auf die Probe gestellt. Das „Zweite Gesicht“ wurde in der vorigen Woche im Lessingtheater aufgeführt. Seit seinem ersten Theatererfolge ist das fällige Saisonstück Blumenthals von großer Bedeutung für den deutschen Theatermarkt; ein Erfolg wie der des „Probepfeil“ wirkt bestimmend auf das Repertoire, ja selbst auf die Schauspieler-Engagements der deutschen Bühnen. Darum wird die erste Aufführung eines Blumenthalschen Stückes von der guten Hälfte der Zuschauer — nicht von der besseren — mit einer Aufregung verfolgt, als wäre man auf der Berliner Börse und als handelte es sich um die Emission eines neuen Papiers. Da kann es freilich nicht ausbleiben, daß auch die Grafen und Gräfinnen auf der Bühne verständnislos mit alten und neuen Bösenwägern dem Publikum ihre Hochachtung bezeigen. Der Erfolg war diesmal kein vollständiger; in den beiden ersten Akten kam man zwar aus dem Lachen nicht heraus; als aber hierauf die beliebten Küchereien halb und halb verjagten, da ließ allmählich auch die Wirkung der lustigsten Einfälle nach. Denn unser Publikum will bei solchen Lustspielen wenigstens einmal bis zu Thränen ergriffen werden, wenn es dieses Feuerwerk von Witz als höhere Kunst, als Kunstfeuerwerk gelten lassen soll. Unter dem Eindruck eines langjamem Verpuffens verlassen nun viele treue Verehrer Blumenthals sein Haus mit der Überzeugung, Blumenthals Kraft habe nachgelassen. Damit aber thaten sie dem Verfasser des „Zweiten Gesichtes“ ein Unrecht an und erwiesen ihrer eigenen Begeisterung für den „Tropfen Gift“ zu viel Ehre. Blumenthal ist mit seinem sprätenden Witz und mit seiner dichterischen Schwäche der Alte geblieben; es ist ein reiner Zufall, wenn die große dramatische Paradeszene das eine Mal paßt, das nächste Mal verjagt. Wer ihn um seiner größten Erfolge willen noch für seinen guten Lustspielsdichter hält, der wird nicht gleich enttäuscht, weil das große Deklamationsstück im dritten Akte von Frau Niemann-Naabe. — Die Handlung ist wieder mühsam zusammengeheftet, die Charaktere zerflattern wieder jedem wirksamen Witzworte zu Liebe, und der Ton der hochgeborenen Herrschaften ist wieder ein ganz unmöglicher. Dabei tritt diesmal noch stärker als sonst hervor, daß Blumenthal seinen handelnden Menschen kein Gewissen gegeben hat oder vielmehr, daß er sich über ihre sittliche Weltanschauung täuscht. Er bringt gern gemischte Charaktere auf die Bühne, Personen, welche weder Engel noch Teufel sind, und daraus soll ihm wahrhaftig kein Vorwurf gemacht werden. Wohl aber daraus, daß er so einen pointenreichen Herrn als einen angenehmen Schwerenöter hinstellt und daß dieser Herr uns als ein ganz ungewöhnlich jämmerlicher Schuft erscheint. Im „Zweiten Gesicht“ ist Graf Wengers so eine Gestalt; als blutige Satire auf einen adeligen Schuldenmacher wäre dieser Mann zwar zu unsein, zu karikiert, aber trotzdem noch eine künstlerische Schöpfung; der Verfasser jedoch hat eine Satire nicht beabsichtigt, hat diesem Nichtgentleman vielmehr sehr viel Sympathie zugewendet. So ist der Vorwand einer satirischen Absicht unhaltbar, und mit der künstlerischen Wirkung fliegt am Ende ein gutes Stück der theatralischen fort. Ich sehe dabei freilich nicht ein, warum man Blumenthal um dessen willen, was er nicht kann, dasjenige nicht zugestehen soll, was ihm in hohem Maße zu eigen ist. Er jagt nach Witz, um sein Stück lebendig zu machen, und dabei wird er oft geziert oder geishraubt. Aber neben diesen künstlichen Witz sprudelt oft genug sein natürlicher Witz hervor mit Worten von solcher Schlagkraft und so echt geistreicher Fassung, daß sie den Vergleich mit den geflügelten Worten eines Augier nicht zu scheuen haben. Würden diese hundert guten Einfälle natürlich und ungezwungen aus der Handlung und den Charakteren hervorgehen, so wäre Blumenthal ein großer Lustspielsdichter. Er verzichtet aber so vollkommen auf ein natürliches Wachstum seiner Witzworte, daß er selbst den dummen Kerl seines Stückes Blumenthalsche Witze machen läßt. Unter dieser Unwahrheit leidet dann schließlich selbst eine so gut erkundene Scene wie die im letzten Akte, wo drei Herrschaften sich um die Schulden des armen Grafen balgen. Das hätte eine meisterhafte Possenscene werden können.

Der Titel des Stückes ist wieder ein wenig schief; das „wahre“ Gesicht hätte es einfach heißen müssen. Aber Oscar Blumenthal will zu seinem Schaden niemals einfach sein. fm.

William Marshall, Zoologische Vorträge. 1889 und weiter. Erschienen 4 Hefte. (Leipzig, R. Fries.)

Wie in den vor einiger Zeit in diesen Blättern bereits besprochenen „Spaziergängen eines Naturforschers“, hat der Verfasser auch in den obigen „Vorträgen“ die Vorzüge einer auf gründlichster Kenntnis des Selbstforschers ruhenden lebendigen Darstellung entwickelt, die sich von allem trockenen Belehrungstone freihält. Ebenso ist sie dies aber auch von der in gemeinverständlichen Schriften sonst leider nicht seltenen Oberflächlichkeit, welche meist doch nur ermüdend wirkt. Das Ergebnis ist dementsprechend; die Vorträge bringen sowohl dem Fachmanne Neues, wie sie dem Ungelehrten einen bequemen und zugleich gründlichen Einblick in die Betrachtungsweise der vergleichenden Naturforschung unserer Tage verschaffen; beiden aber können sie bei der Durchsicht nur Gewinn gewähren. Die bisher erschienenen Hefte behandeln die Papageien, die Spedte und die Ameisen; als nächste Fortsetzungen sollen Schmarotzertum, Straußvögel, Kolibris u. s. w. folgen. Die Zusammenfassung derartiger natürlicher Gruppen zu einzeln in sich abgeschlossenen Ganzheiten kann nur als ein sehr glücklicher Gedanke erscheinen, da sie am besten geeignet ist, im Kleinen ein getreues Bild vom eigentlichen Wesen der heutigen Forschungsweise und des von ihr Erreichbaren zu geben. Im übrigen versteht es Marshall, die Thatfachen so zusammenzustellen und zu beleuchten, daß Zusammenhänge zu Tage treten, wie sie gewöhnlich immer nur ein einzelner herausfindet; obgleich sie nachher sehr schnell auch allgemein einleuchten. Hierher gehören namentlich auch die Thatfachen der erdweiltlichen Verbreitung, welche hier wohl zum erstenmal einem größeren Leserkreise anziehend und sachlich zu machen versucht wird, was dieser bisher darin vernachlässigte Zweig der Naturforschung wahrlich verdient, so fern er auch einer allgemeineren Anteilnahme bis jetzt liegen mag. h.

Böcklins erhabene Nase. Das neue Bild begegnet wieder vielfach einem verwunderten Kopfschütteln. Es giebt aber auch Betrachter, die sich nicht nur etwas denken können bei dem Bilde, (das wäre sehr wenig, bei Hennebergs Jagd nach dem Glück z. B. lassen sich ganze Romane erdenken, und es ist doch kein gutes Bild), sondern die einfach, wenn sie diesem seltsamen Weib ins Auge geblickt haben, nicht mehr von ihr loskommen können, die das Bild wie gebannt anstarren und immer anstarren, denen es seltsam um die Lippe zuckt und schauernd und doch wönig den Rücken hinabläuft. Mich hat amähernd nur noch ein einziges Bild so dämonisch gepackt und das ist die delphische Sibylle des Michel Angelo. Das Bild läßt sich natürlich nicht beschreiben; es ist eines von denen, die höchsten, erhabensten Ernst und tiefsten Humor unlöslich vereinigen. Dies Weib, das welteneinam auf erhabenem Stuhl in unnachahmlicher Stellung mit eng angegeschlossenem Gewande ins Leere starrt, zwingt zur Anbetung; aber wie einem wohl etwa bei der Kunde eines erschütternden Ereignisses ein verlegenes Lächeln um die Lippen irt, so möchte man sich dieser teuflischen Sphinx gegenüber, angesichts dieser leuchtenden Himmelsbläue, durch ein herzliches Lachen von dem Wanne befreien. Einem solchen Bilde gegenüber kann es einem plötzlich klar werden, daß hinter dem trivialen Satz: Du pathétique au ridicule il n'y a qu'un pas eine viel tiefere Weisheit steckt, als man gewöhnlich ahnt. — Und so machen wir uns diese Erkenntnis zu Nutze, um einen köstlichen Witz des Druckfehlerteufels hier festzuhalten. Die „Deutsche Post“ hatte den Tod des „berühmten schweizerischen Dichters“ Gottfried Keller gemeldet und fügt dem hinzu: „An seinem Sterbebette war unter anderen auch Böckel anwesend.“ — I.

Druckfehler-Berichtigung. In dem Artikel „Ein Franzose über Deutschland“ in Nummer 51 heißt es im ersten Absatz: „Als freilich ein patriotischer Deutscher den Spieß umkehrte und für Frankreich schwärmte, um Deutschland aufzurütteln, als Ludwig Löwe u. s. w.“ Natürlich war Ludwig Börne gemeint.